

## Die Kritikerin spricht oder Was vom 1. Conference-Tag übrig bleibt

Von Christiane Peitz / 13. November 2020

### Was ich gelernt habe

1. Dass Online-Konferenzen kurzweilig sein können, selbst wenn sie vier Stunden dauern, und praktisch ohne Pause sind.
2. Dass selbst bei einer Konferenz, auf der Worte ausgetauscht werden, ein paar Takte Musik die Dimension des Geschehens sprengen können. Da war dieses Gänsehautmoment, als Folkert Uhde das Video von der Matthäuspassion einspielte, der Dirigent sich umdrehte und das Publikum den Choral „Wenn ich einmal soll scheiden“ mitsang. Ein vergangener, realer Moment und zugleich ein utopischer, der all das enthielt, was von den Konferenzteilnehmern vielfach gefordert wurde: Nähe, Resonanz, Überraschung, das Persönliche, die Erfahrung „Ja, ich bin gemeint“. Verrückt genug, dass es sogar online funktionierte.
3. Dass auch Mitarbeitende großer Kulturinstitutionen offen sagen: Die Strukturen sind verkrustet, die Rituale exkludierend, der „Norm-Vertrag Bühne“ gehört abgeschafft. Das lässt hoffen, denn der Kulturbetrieb kann wohl nur von innen geändert werden.
4. Dass es Kulturpolitiker gibt wie Carsten Broda, denen weniger das in Sonntagsreden beschworene Kittende und Versöhnende der Kunst am Herzen liegt, als dass sie sagen: Kunst kann und soll sprengen. Und dass es neben Berlins Kultursenator Klaus Lederer noch mehr Politiker gibt, bei denen die Einordnung der Kultur als Freizeitbeschäftigung auf Verärgerung stößt.
5. Dass viel zu wenig Vermittlungsarbeit für die Kerngruppe des Publikums geleistet wird, für die Nicht-Rentner, die Nicht-Jugendlichen, die Nicht-Studierenden: für die „ganz normalen“ Erwachsenen.
6. Dass es in anderen Ländern wie Großbritannien seit Jahrzehnten Publikumsforschung gibt und Deutschland da heftig hinterherhinkt.
7. Dass die Klassik mehr Jazz braucht, mehr Improvisation.

### Was ich lieber nicht mehr hören möchte

(auch wenn es sich manchmal wohl nicht vermeiden lässt)

1. Die immer ein wenig larmoyante Frage nach der eigenen Relevanz.
2. Ähnlich worthülsen-verdächtige Begriffe wie Paradigmenwechsel, Partizipation, Vielfalt, Diversität, ja selbst die schöne Teilhabe. Es kommt nicht auf die griffige Formulierung an, sondern auf konkretestmögliche Lösungsvorschläge. Stichworte wie Spotify-Playlisten vom Dirigenten des Konzerts gehen in diese Richtung. Ebenso: die Arbeit an postrepräsentativen Veranstaltungen. Die Kunst der Vermittlung sollte fester Bestandteil der Künstlerausbildung werden. Diejenigen, die nicht zur weißen Mehrheitsgesellschaft gehören, sollten die Möglichkeit haben, für prominente Auftritte und Karrieren fitgemacht werden, damit die Kulturbranche überhaupt eine Chance hat, nicht nur in den Nischen diverser zu werden. Noch ein Stichwort: die Verkürzung der mehrjährigen Vorplanungszeit in den großen Häusern – kann das gehen, wenn ja wie? Sprich: Weniger Überbau, mehr realer Umbau im Alltag.
3. Den Vergleich mit dem Baumarkt, der anders als das Konzerthaus offen bleibt. Es bringt nichts, die Baumarktbesucher gegen das Kulturpublikum auszuspielen. Wenn es eng wird auf den Intensivstationen, müssen die Leute zuhause bleiben, trotzdem darf die Wirtschaft nicht so sehr in die Knie gehen, dass am Ende für Bildung, Gesundheit, Kultur kein Geld mehr da ist. Also nix Kneipe, nix Konzert – und trotzdem Kirche? Ja, das Virus ist ungerecht, und gleichzeitig ein schrecklicher Gleichmacher. Fußnote: Bei allem berechtigten politischen Kampf gerade für die Freischaffenden, in keinem anderen Land der Welt gibt die Politik, geben die Steuerzahler so viel Geld für die Kultur aus wie in Deutschland – und auch in der Pandemie stellt das niemand ernsthaft in Frage.

### Was ich vermisse

1. Wieso war auf der Conference keine Staatsopern-Intendant\*in prominent vertreten, mit der/dem sich der Zwist zwischen den großen Tankern und den tollen beweglichen Beibooten austragen, vielleicht sogar zuspitzen ließe? Produktive Streitkultur, das wäre besser gewesen, als 90-Sekunden-Statements auf dem Anrufbeantworter und die gegenseitige Selbstbestätigung derer, die eh einer Meinung sind, was sich ändern muss.

2. Das Publikum, das unbekannte Wesen: Wieso diskutierte niemand mit, der es vertritt, zum Beispiel Mitglieder von Freundeskreisen oder Fördervereinen? Warum keine Keynote von einer Nichtbesucher\*in, die erklärt, warum genau sie die Philharmonie und das Staatstheater meidet wie der Teufel das Weihwasser – und was sie vielleicht doch bekehren könnte?

### Was ich mich frage

In den Gesprächen und auch im Chat vom 1. Conference-Tag wurden einige Widersprüche deutlich. Vielleicht lohnt es sich, sie näher ins Auge zu fassen:

1. Thorsten Schmidt sagte, das „Große Wir“ ist nicht wahrnehmbar, die Kultur muss endlich mit einer Stimme sprechen. Aber es gibt ja die Interessensverbände, vom Musikat über den Bühnenverein und den Museumsverband bis zum Verband der Filmtheater. Die sprechen jetzt in der Pandemie zwar mit vielen Stimmen, aber doch unisono. Und der Deutsche Kulturrat spricht als Dachverband für all diese Verbände. Nicht zuletzt wird seit März die Solidarität zwischen den Festen und den Freien nicht nur beschworen, sondern teils auch konkret gelebt. Warum ist das „Große Wir“ trotz alledem nicht wahrnehmbar? Was läuft da schief zwischen den Kulturschaffenden und ihren Verbänden?

2. Warum sind die Beharrungskräfte der exkludierenden, aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Rituale so groß? Warum ist es so schwer, den Frack auszuziehen, wenn selbst in den Häusern selbst Menschen arbeiten, die ihn gern loswerden würden?

3. Warum sind es immer nur Einzelne, Ausnahmeerscheinungen wie die Musikerin Barbara Hannigan, Häuser wie das Radialsystem, Projekte wie die Guerilla Concerts, die nicht nur die Regeln ändern, sondern das ganze Spiel, wie Hannigan es treffend formulierte? Warum bleibt der übergroße Rest des Kulturbetriebs so immun gegen solche Erfolgsphänomene? Eine Frage im Chat brachte es auf den Punkt: „Was meint ihr, warum kreative, partizipative, kuratierte Konzepte nicht schon längst im Konzertbetrieb verankert sind?“ Liegt es tatsächlich daran, dass die subventionierten Häuser einen Großteil ihrer Einnahmen selber erwirtschaften müssen, wie F. Uhde anmerkte? Heißt das, es lässt sich nicht ändern, und es bleibt ein Dilemma, so lange zum Beispiel die Tabufrage nach den Spitzengagen nicht angegangen wird?

4. Vielleicht die heikelste Frage: Ausgerechnet die Kulturnation Deutschland mit ihrem unverbrüchlichen Bekenntnis zum Wert der Kultur schafft es nicht, die „doppelte Glaswand“ zwischen Kulturfreund\*innen und Nicht-Besucher\*innen zu durchbrechen. Wieso schaffen Länder mit weniger Subventionen das zumindest punktuell eher? Weniger Subventionsmentalität, das würde weniger Geld bedeuten: Würde das mehr Wind in die Segel bringen?

Ein Wunsch für den 2. Conference-Tag: dass noch mehr solcher Tabufragen auf den Tisch kommen.